

# Das Drama zwischen den Bildern

**PIXELANALYSE** Was ist überhaupt eine Fotografie? Im Photomuseum Braunschweig geben Adrian Sauer und Timm Rautert Antworten

VON STEFFEN SIEGEL

Eine kauzige Idee wäre es, würde man die millionenfach im Internet hochgeladenen Fotografien mit einer Lupe in der Hand in den Blick nehmen. So schnell wie diese Bilder mit Digidigam oder Smartphone geschossen worden sind, ebenso schnell ziehen sie an uns vorüber, um zu verschwinden. Dass dies einmal ganz anders war, zeigt ein Blick zurück in jene Zeit, als das gerade entwickelte fotografische Verfahren sein erstes neugieriges Publikum fand. Einer der legendären Fotopioniere, der Pariser Theaterunternehmer Louis Jacques Mandé Daguerre, reichte bei öffentlichen Präsentationen seiner Daguerreotypen Vergrößerungsgläser herum, um das Staunen über die Detailtreue dieser Bilder noch weiter anzuhetzen.

1839 war das Geburtsjahr eines Mythos, auf den sich seither ebenso hartnäckig wie fragwürdig eine weit verbreitete Vorstellung von Fotografie stützt: Als ein Spiegel der Wirklichkeit gebe sie wieder, was einmal tatsächlich so gewesen sei. Heute, mehr als 170 Jahre später, ist es angebracht, an diese Gründungsgeschichten eines längst alltäglich gewordenen Bildmediums zu erinnern, um ermessen zu können, welch bedeutende Ausstellung gegenwärtig im Museum für Photographie in Braunschweig zu sehen ist. Zwei künstlerische Positionen hat Florian Ebner, der Leiter und Kurator des Hauses, auf luzide Weise miteinander konfrontiert. Beide stellen exakt die selbe Frage – jedoch aus vollkommen unterschiedlichen Perspektiven: Was ist überhaupt eine Fotografie?

Den jüngeren Versuch, auf diese Frage zu reagieren, unternimmt der Leipziger Fotograf Adrian Sauer. Und er greift hier-

bei zur denkbar ausführlichsten Antwort: Ganz genau 16.777.216 einzelne Farbpixel hat Sauer auf einer mehrere Meter breiten Tafel ohne jede erkennbare Ordnung zusammengedrückt. Es entsteht ein Feld, das unentschieden zwischen violett und grauschimmernd und das man angesichts seiner Nüchternheit, wenn nicht gar Leere nur mit Zögern ein Bild nennen möchte. Doch kommt es hier auf die Exaktheit der Zahl an. Lässt sich doch mit dem gängigen 8-Bit-RBG-Verfahren gerade diese Masse von verschiedenen Farben generieren – keine

einzige mehr, aber auch keine weniger. Sauer zeigt all diese Farben auf seiner Fotografie jeweils ein einziges Mal. Streng wörtlich verstanden handelt es sich bei diesem Bild also, nach dem gegenwärtigen Stand der Technik, um den sichtbar gewordenen Inbegriff der vollständigen digitalen Farbfotografie.

Doch ist Sauers Arbeit weit mehr als ein bloß in das technisch Machbare vernarrter Gestus. Es handelt sich um eine Aussage von grundsätzlicher Art: Am Grund der digitalen Fotografie findet sich ein zwar riesenhaf-

tes, mehr als 16 Millionen einzelne Farbwerte umfassendes Alphabet; aber dennoch ist es ein endlicher, mathematisch bestimmbarer Satz von Zeichen. Und gerade hierin ist der wesentliche Unterschied ausgesprochen, der diese, wie Sauer es gewitzt nennt, „Bilder aus Berechnung“ von der inzwischen beinahe ganz außer Kurs gelangten Vorgängerin, der analogen Fotografie, trennt.

Diese genauer zu bestimmen unternimmt die zweite, vierzig Jahre ältere Antwort der Ausstellung. Zwischen 1968 und 1974 ar-

**Bei Sauer geht es um den sichtbar gewordenen Inbegriff der vollständigen digitalen Farbfotografie**

beitete der Essener Fotograf Timm Rautert an einem Meilenstein konzeptueller Kunst, seinen fortgesetzten Experimenten zur „Bildanalytischen Fotografie“. Und es ist eine ebenso seltene wie fantastische Gelegenheit, eine größere Auswahl dieser Bild

gewordenen Versuchsanordnungen in Braunschweig sehen zu können.

Rauterts kritisches Interesse richtete sich zeitweilig insbesondere auf die landläufig erhobene Behauptung von der Wirklichkeitstreue des Fotografischen. Und nicht selten sind es in diesen fotografischen Zergliederungen die Kommentare, die der Fotograf selbst neben seine Bilder stellt, um das, was man dort zu sehen glaubt, ganz beiläufig zu unterwandern.

So rückt Rautert etwa zwei beinahe identische Ansichten der Niagarafälle zusammen. Einmal ist an deren tosendem Abgrund ein Passagierboot zu sehen, beim zweiten Mal hingegen nicht. Wenn Rautert lakonisch daneben notiert: „Am 12.9.74 starben 67 Menschen“, dann nimmt zwischen diesen beiden Fotografien ein veritables Todesdrama seinen Lauf. Und doch verdankt es sich einzig unserem eigenen Blick, der einfach mehr sehen will, als es auf diesen lapidaren Bildern überhaupt zu sehen gibt.

Fotografische Wirklichkeit muss, mit allem was daraus folgt, auf dem Adjektiv betont werden. Sieht man auf frühere Arbeiten Adrian Sauers, die in Braunschweig zu einer eigenen wunderbaren Werkschau zusammen gestellt sind, so wird deutlich, was hiermit gemeint ist: Alle diese Bilder sind dazu gemacht, unseren Blick auf hinter sinnige Weise zu verführen und hierbei den Glauben an eine ins Bild getretene Wirklichkeit grundlegend zu irritieren. Und vor allem sind sie eine Aufforderung, bei Betrachtung der Fotografie doch noch einmal die Lupe in die Hand zu nehmen.

■ Bis 20. März 2011, Museum für Photographie Braunschweig, Katalogbroschüre mit einem Glossar zum digitalen Bild



Timm Rautert, „Sonne und Mond von einem Negativ“, 1972 Foto: Photomuseum Braunschweig



## BERICHTIGUNG

Gestern blickten wir auf fünf Jahre tanzplan zurück, ein Förderprogramm der Bundes. taz-intern kam ihm ein n abhanden und sorgte für Irritation: Fünf Jahre tazplan! Wieso denn das? Denn den tazplan, die lokalen Kulturseiten der taz in Berlin, gibt es schon viel länger.

## ÜBER DEN SINN UND ZWECK ÄSTHETISCHER KLEINSTUNTERSCHIEDEN

### Vom Hipster lernen, auch wenn er nervt

Du willst doch nur Distinktionsgewinne einfahren! Diesen nach wie vor beliebten Vorwurf muss sich anhören, wer mit Lesefrüchten oder abseitiger Musikrezeption renommiert. Unter Zynismusverdacht steht der feine Unterscheider so gar, wenn es ums Ganze geht und Politik mit großem fettem P geschrieben wird.

In seinem gerade erschienenen Buch „Das Versagen der Intellektuellen. Eine Verteidigung des Konsums gegen seine deutschen Verächter“ prangert der Literaturwissenschaftler Thomas Hecken in einem Abschnitt über die einstmalig so genannte „Pop-Linke“ nachträglich und überhaupt deren „Distinktionsgebaren“ an. Der Autor kritisiert unter anderem die Geste, „zwischen verwandten Angeboten per Geschmacksurteil tiefste Unterschiede zu behaupten“ und damit ernsthaft, „politische Ansprüche zu verfolgen und so zu etablieren“. Heckens Buch ist vor allem eine zur meinungsstarken Abrechnung hochgetunte große Nacherzählung, und doch animiert es dazu, noch einmal über Sinn und Zweck ästhetischer Kleinstunterscheidungen nachzudenken.

Gelegenheit dazu gibt ein neues Buch, das vom Obervirtuosen der Distinktion handelt:

vom Hipster nämlich. Der kleine Band „What was the Hipster? A Sociological Investigation“ dokumentiert eine Konferenz, die 2009 an der New School for Social Research in New York stattfand. Eine konkrete, aber zugleich allgemeine Figur, der männliche New Yorker Hipster der nuller Jahre, wird hier begutachtet, um etwas über die Tragfähigkeit popkultureller Verfeinerungsaktiven, Posen und Mikro-Codes herauszufinden. Nebenbei geht es um den Hipster als Gentrifizierungsvorhut, um weiße und schwarze Hipster und das „Hipster Feminine“.

#### Rebellischer Konsument und Nostalgiker

Interessant ist dabei die wiederholte Feststellung, dass ja eigentlich niemand Hipster genannt werden will. Von einer regelrechten „Hipster Fatigue“ ist die Rede, und der Blogger und Journalist Rob Horning verkündet gar, „The Death of the Hipster“. Allerdings bleibt die Rolle dieser oft genug ridiculous Erscheinung doppeldeutig. Er ist nicht nur obsolet, sondern auch megazeitgemäß: einerseits als „rebellischer“ Konsument ein dominanter Prototyp des Neoliberalismus, andererseits ein Nostalgiker mit der Tendenz zur Regression.

#### KOLUMNE

**BESTELLEN UND VERSENDEN**  
VON ARAM LINTZEL



In ihrem Buchbeitrag erkennt die Pulitzerpreisträgerin Margo Jefferson in den Aneignungstechniken und Vintage-Ästhetiken des Hipsters eine Sehnsucht nach der Erwachsenenwelt, die man als Kind kannte. Neuere Musikstile wie Chillwave, in denen Elternmusik wie Yachtrock oder der Konsensrock der Achtziger angeeignet werden, unterstützen den Befund.

Obwohl der Proto-Hipster – in Berlin-Mitte etwa notorisch als staksiger Wanderer mit skinny Jeans und/oder ironischer Gesichtshaarung – nicht selten nervt, kann es schon traurig stimmen, wie er da im „What was the Hipster?“-Buch aus der Weltgeschichte gebost werden soll. Warum nicht mal über seine Potenziale nachdenken, über das, was an ihm 2011 noch gut und berechtigt sein könnte?

Durchaus brauchbar wäre zum Beispiel das Immer-schon-Beschaid-Wissen des Hipsters. Mark Greif, Mitherausgeber des Doku-Bandes, spricht von einem hipster-typischen „Apriorismus“. Im selbstbewussten Erfah-

rungsverzicht ließe sich eine Haltung erkennen, die einen Kontrapunkt zur zeitgenössischen Erlebnisökonomie mit ihrem Terror des Authentischen setzt. „Ich muss nichts erleben haben, um alles zu kennen“, sagt der Hipster „meine Fülle und Pracht ist vor aller Erfahrung!“

Und auch bei all jenen, denen noch die Rhetorik aus der „Der kommende Aufstand“ unangenehm im Kopf nachhallt, könnten Hipster-Techniken Sympathien wecken. Während das Unsichtbare Komitee einfach auf Versteckspiele und die Unterbrechung des Kommunikationsflusses setzt, ist die klassische Hipstergeste eine dialektische: geheimes Wissen wird gezeigt und zugleich verhüllt. Diese Kommunikationsverweigerung – Mark Greif zeigt es anhand des schwarzen Hipsters der vierziger Jahre – ist berechtigt, wenn nicht geschwätzig. Viel zur Schau stellen, sich obsessiv in Distinktionsdetails verheddern und dennoch nicht in die liberale Transparenz- und Sichtbarkeitsfalle laufen: das könnte eine weitaus schönere Strategie sein als das dröge Schweigen im Walde.

■ Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Grünen-Bundestagsfraktion und freier Publizist in Berlin

**VOM WORT ZUR TAT**

## Sie geben dem Journalismus Zukunft

**Die 120 jungen Talente**, die sich in der taz Akademie bisher fortgebildet haben. Für 2011 sind wieder drei Workshops geplant.

**Die vielen HeldInnen des Alltags**, die der taz Panter Preis ehrt, weil sie mit ihren Initiativen die Gesellschaft ein Stück menschlicher machen.

**Die 2000 StifterInnen & SpenderInnen**, die mit ihrem Spendengeld die Stiftung arbeitsfähig gemacht haben.

**Jetzt spenden** und heute die Projekte von 2011 absichern!

**taz panterstiftung Spendenkonto:**

➔ Weitere Infos unter: [www.taz.de/stiftung](http://www.taz.de/stiftung)  
Telefon | 030 - 25 90 22 13

➔ taz Panter Stiftung  
GLS Bank Bochum  
Bankleitzahl 430 609 67  
Konto-Nr. 11 03 71 59 00